

Zeitschrift: Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militär-sanitätsvereins und des Samariterbundes

Herausgeber: Schweizerischer Centralverein vom Roten Kreuz

Band: 10 (1902)

Heft: 9

Artikel: Lazarett-erinnerungen und Erfahrungen aus dem Feldzug 1870/71

Autor: Will

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-553801>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Rote Kreuz

Abonnement:

Für die Schweiz . . . jährlich 3 Fr. —.
 Für das Ausland . . . jährlich 4 Fr. . .
 Preis der einzelnen Nummer 30 Cts.



Insertionspreis:

(per ein haltige Petitzeile):
 Für die Schweiz 30 Ct.
 Für das Ausland 40 "
Reklamen:
 1 Fr. — per Redaktionszeile.

Offizielles Organ und Eigentum

des Schweiz. Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militär-sanitätsvereins
 und des schweizerischen Samariterbundes.

Korrespondenzblatt für Krankenvereine und Krankenmobilenmagazine.

Er erscheint am 1. und 15. jeden Monats.

Redaktion: Schweizerisches Centralsekretariat für freiwilligen Sanitätsdienst (Dr. W. Sahli), Bern.

Alle die Administration betreffenden Mitteilungen, Abonnemente, Reklamationen zc. sind zu richten an
 Hrn. Louis Cramer, Plattenstraße 28, Zürich V.

Annoncen nehmen entgegen die Administration in Zürich und die Buchdruckerei Schuler & Cie. in Biel.

Inhalt: Lazarett-erinnerungen und Erfahrungen aus dem Feldzug 1870/71. (Fortsetzung.) — Etwas über das Rauchen.
 Von Dr. W. Meyer. — Tiefer hängen! — Centralverein vom Roten Kreuz: Protokoll der Direktions-sitzung. —
 Zur Notiz. — Aus den Vereinen. — Anzeigen.

Lazarett-erinnerungen und Erfahrungen aus dem Feldzug 1870/71.

Vortrag, gehalten am IV. mittelfränk. Sanitätskolonnen-Führer- und Ärztetag, 9. Juni 1901, zu Erlangen,
 von Dr. Will, Erlangen. — (Aus dem „Deutschen Kolonnenführer“.)

II.

Am Abend weckte man mich. Es war Befehl gekommen, das Spital zu räumen und uns nach Bazeilles überzuführen. Dort sollten wir auch zu essen bekommen. Die Unterbringung der Verwundeten in den langen Sanitätswagenzug war verhältnismäßig rasch geschehen, aber als wir nach halbstündiger Fahrt in Bazeilles anlangten, war eine Durchfahrt zu dem am anderen Ende des Ortes liegenden Aufnahmefeldspital nicht möglich, da kurz vor unserm Eintreffen die Trümmer eines der brennenden Häuser die Straße versperrt hatten. Wir mußten also umkehren, was zwischen den brennenden Häusern ein etwas schwieriges Manöver war, und nach Balan zurückkehren. Dort bezog ich mit Major von Reizenstein vom 7. Infanterie-Regiment mein früheres Zimmer wieder. Zu essen gab es nichts, als etwas französischen Zwieback, der in Kaffee eingeweicht war. Zunächst hatten wir allerdings auch weniger das Bedürfnis nach Speise als nach Ruhe. Während der Nacht lockerte sich mein Verband und ich verlor abermals so viel Blut, daß das Kopfpolster ganz damit durchtränkt war. Es ist mir heute noch ein Rätsel, wie ich trotz des großen Blutverlustes doch immer noch so bewegungsfähig bleiben konnte, denn als wir am andern Morgen auf Umwegen glücklich nach dem Spital von Bazeilles gelangt waren und als ich dort erfuhr, daß mein Bataillon dicht beim Ort im Bivak liege, da machte ich mich sofort zum Besuch desselben auf den Weg.

Ich übergehe die Szenen des Wiedersehens mit dem Totgegläubten und erwähne nur die Äußerung meines Korporals, der treuherzig meinte: „Na! sind wir nur froh — Herr Leutnant, daß kein edler Teil verletzt ist.“ Dieser schöne Ausspruch des Mannes, der den Kopf nicht zu den edlen Teilen des Körpers rechnete, war noch lange sprichwörtlich im Gebrauch. Beim Bataillon fand ich meinen Diener wieder, der auf die Frage, warum er mich tagsvorher nicht aufgesucht habe, wie es seine Pflicht gewesen wäre, zur Antwort gab: „Ja, Herr Leutnant, da hat's so viel Kugeln geben, daß ich nicht vorgekonnt habe!“

Die Nachricht von der Gefangennahme Napoleons und der Übergabe der französischen Armee ergriff uns alle aufs tiefste, denn nun hielt man den Feldzug für beendet und glaubte nur noch an eine längere Besetzung des Landes.

Während der Unterhaltung mit den Kameraden wurden die Schmerzen in meiner Wunde, die bis dahin erträglich gewesen waren, immer heftiger und eine Untersuchung des Arztes stellte sogleich fest, daß das Geschloß zwei Zähne zersprengt, den Knochen des Unterkiefers auf der Außenseite eingedrückt, die Wange der Länge nach in zwei Teile gespalten hatte und dann im Hals stecken geblieben war. Da die Schwellung der rechten Kopfhälfte schon sehr vorgeschritten war, so schickte mich der Arzt ins Spital zurück mit der Weisung, das Geschloß sofort entfernen zu lassen. Die Operation wurde auch gleich nach meiner Rückkehr ohne weitere Vorbereitung in Angriff genommen. Der Arzt hieß mich auf einem Stuhl Platz nehmen, einer der herumstehenden freiwilligen Sanitäter wurde kommandiert, mir den Kopf zu halten. Ein Einschnitt legte das hintere Ende des Geschosses bloß, und nun versuchte der Arzt dieses mit der Kornzange herauszureißen. Ich hatte hierbei die furchtbarsten Schmerzen zu erdulden, denn das vorher an einer Mauer breitgequetschte Geschloß hatte sich mit seinen zackigen Rändern fest in den Muskel eingelagert und leistete der Zange des Arztes erheblichen Widerstand, daß diese mehrmals abglitt und mit aller Kraft gegen den teilweise zersplitterten Knochen fuhr. Zufällig ging Generalarzt Vogbeck vorüber und mit Hülfe von dessen amerikanischer Kugelzange — damals eine Neuheit — wurde das Geschloß endlich entfernt. An dem Geschloß sind die Spuren der Zange noch deutlich sichtbar. Die Erfahrungen, welche ich bei dieser Operation mit dem mir damals neuen Institut der freiwilligen Krankenpfleger machte, waren keine günstigen. Jenem Herrn, der mir den Kopf halten sollte, wurde übel, als beim ersten Schnitt Blut über seine Hand floß, und er mußte weggehen. Der Arzt entließ ihn mit einer nicht eben schmeichelhaften Bemerkung und mein Diener trat zur Handleistung an seine Stelle. Ich war im Augenblicke der gewaltsamen Entfernung des Geschosses ohnmächtig geworden. Man hatte mich darauf in einem Zimmer des 1. Stockwerkes, in welchem noch eine Anzahl Jäger und Mannschaften des 14. Infanterieregiments lagen, in eine leere Bettstelle gelegt und mein Diener suchte nun wieder gut zu machen, was er tags vorher versäumt hatte. Man konnte dem sonst treuen Menschen auch nicht lange zürnen, zumal er von einer köstlichen Naivetät war. So äußerte er, nachdem ich das Bewußtsein wieder erlangt hatte und nach dem Geschloß fragte: „Ja! Herr Leutnant, das hab' ich gleich aufgehoben, da war Ihnen aber so viel Fleisch dran, daß es ein Beefsteak geben hätte.“

Auf den an Abwechslung und erregenden Momenten so reichen vergangenen Tag folgten vier Tage der Ruhe und Abspannung. Aber ich möchte lieber den Schlachtentag nochmals durchleben, als jenes entsetzliche Elend wiederholt durchkosten, welches ich in diesen vier Tagen mit ansehen mußte. Das ganze, ziemlich geräumige Schloß, welches als Lazarett diente, war vom Dachboden bis zum Keller mit Verwundeten belegt. Es befanden sich, abgesehen von Franzosen und den Angehörigen verschiedener deutscher Heereskontingente, allein 3000 Bayern dort. Nicht nur alle Zimmer, sondern auch Gänge, Hausflur, ja sogar die Treppen waren belegt und vor dem Hause stunden viele Tragbahren, notdürftig mit französischen Zeltbahnen zum Schutz gegen den Regen überdeckt, der erfahrungsgemäß nach jeder größeren Schlacht sich einzustellen pflegt. Im Park auf dem Rasen lagen die Toten reihenweise und unter ihnen sogar einzelne, die ihre letzten Seufzer noch nicht ausgehaucht hatten, die man aber, um im Hause Platz zu schaffen, hierher gebettet hatte. So ist mir namentlich ein bayerischer Jäger erinnerlich, dem ein Granatsplitter den Schädel zerschmettert und das Vorderhirn zerrissen hatte und der nun schwer röchelnd in der Reihe der vor ihm abgerufenen Kameraden lag. In einem offenen Schuppen hatte Prof. Rußbaum seinen Operationstisch aufgestellt und dort wurde geschnitten und gesagt, daß man sich in eine Fleischerei versetzt glaubte. Narkose, Aseptik und Antiseptik gab es bei diesem Massenbetrieb nicht. Im Hause lagen die Verwundeten, Offiziere und Mannschaften in bunten Reihen, auf den Dielen und Steinfliesen. Glückliche, wer etwas Stroh oder gar ein Bettstück als Unterlage hatte. Es fehlte an allem und jedem. Selbst Salz war nicht in genügender Menge vorhanden.

Am zweiten Tag bekam das Wasser einen häßlichen, muffigen Geschmack, der selbst den Zwiebacksuppen — der einzigen Nahrung — anhaftete. Bei der Untersuchung des Brunnens stellte es sich dann heraus, daß zwei oder drei Leichen französischer Soldaten in denselben geworfen worden waren. Von einer Pflege war natürlich keine Rede. Die Offiziersdiener halfen zwar, so gut sie vermochten, aber sie wurden eben nicht fertig. Schwerverwundete, namentlich Amputierte, mußten vielfach im eigenen Unrat liegen bleiben, weil es an Leuten fehlte, die sie bei der Entleerung der natürlichen Bedürfnisse unterstützten oder gereinigt hätten. Die frei-

willigen Krankenpfleger spielten eine klägliche Rolle; zuerst standen sie müßig umher und mußten zu allem kommandiert werden, und als sie dann später mitangriffen, war bei jeder Verrichtung der Mangel an Übung und praktischem Geschick erkennbar. Dazu fehlte es ihnen an Verständnis für die Bedürfnisse der Patienten und an Selbständigkeit im Eingreifen. Die einzelnen Pfleger hatten jedenfalls den besten Willen mitgebracht, ihnen fehlte aber die Ausbildung. Die Schuld trifft jene, die solche so wenig mit den nötigen Handgriffen vertraute Personen auf einen so verantwortungsvollen Posten vorgeschoben hatten.

Der Aufenthalt in den Zimmern wurde am dritten Tage unerträglich und am vierten Tage zur wahren Höllepein. Das fieberige Stöhnen der Schwerverwundeten, die Todeschreie der Sterbenden, der entsetzliche Eitergeruch und das Bewußtsein, nichts zur Vinderung des Elends beitragen zu können, folterte mich trotz heftigen Wundfiebers, oder vielleicht gerade deswegen, in unerträglicher Weise. Generalarzt Vogbeck, der mich vom Elternhause her kannte und mir am Abend des dritten Tages einen ärztlichen Besuch abstattete, äußerte gelegentlich: „Jetzt wird es selbst mir beinahe zu viel!“ Er riet mir, mich möglichst rasch, ohne die schmerzlich erschuten Transportzüge abzuwarten, auf den Weg nach Roncourt zu machen, denn meine Wunde sehe nicht gut aus.

Am vierten Tage mittags kam mein Diener, den ich nach einem Transportmittel ausgeschiedt hatte, freudestrahlend und berichtete, er habe vor dem Orte ein kleines Chaischen gefunden, dasselbe sei zwar etwas defekt, aber er wolle es schon herrichten. Herrenlose Pferde liefen genug herum, ebenso gebe es Geschirr in Überfluß. Bis zum Nachmittag war glücklich alles zur Abfahrt bereit.

Ich übergehe die sechstägige Wagenfahrt nach Pont-à-Mousson, obwohl sie manches Bemerkenswerte darbot. Nach einer weiteren höchst langweiligen Eisenbahnfahrt von sechs Stunden kam ich endlich am 12. September von Pont-à-Mousson in Nancy an und wurde dort von der Etappe dem Lazarett in der Ecole impériale forestière zugewiesen.

(Schluß folgt.)



Etwas über das Rauchen.

Eine persönliche Meinungsäußerung von Dr. W. Meyer, Minervastraße 8, Zürich.

Ich habe früher auch zuweilen geraucht, weil andere es mir vormachten, aber gewöhnlich nur in müßigen Stunden, auf Reisen und im Militärdienste. Ein Gewohnheitsraucher war ich nie und vertrug auch keine starken Cigarren. Im höheren Alter wurde ich etwas engbrüstig und das Rauchen anderer in engen Zimmern und im Eisenbahnwagen belästigte mich. In meiner ärztlichen Praxis nahm ich wahr, daß Gehirn, Augen, Herz, Lunge und Magen vom Rauchen krank werden können (Nikotinvergiftung). Um andere vor diesem Schaden zu bewahren, gab ich ihnen selbst das Beispiel der Enthaltung. Bisweilen wurde mir der Bescheid: „Vierzehn Tage habe ich das Rauchen lassen können, jetzt muß ich halt nur wieder anfangen.“

Ich gebe zu, daß das Rauchen gewisser Tabaksorten, gleichviel ob aus der Pfeife oder in Cigarrenform, eine Art von Genuß bietet: das Gemüt erheitert und beruhigt sich, die Empfindung von Hitze und Kälte, Hunger, Durst und Schlaffucht wird abgeschwächt oder auf eine Weile vergessen. Wenn also äußere Umstände der Befriedigung jener notwendigen Bedürfnisse im Wege stehen, so mag man sich einstweilen mit der angenehmen Täuschung behelfen. Aber ein Ersatz für Nahrung, Kleidung und Ruhe ist der Tabak so wenig als die geistigen Getränke. Und wo eine regelmäßige Lebensweise möglich ist, hat das Rauchen von früh bis spät, wie es ja sehr viele „Herren und Arbeiter“ treiben, nur gar keinen Sinn. Bei anstrengender Muskelarbeit, welche ein tieferes Atmen bedingt und dazu reine Luft erfordert, bringt statt dieser der Tabakrauch mit giftigen Gasarten und unverbrannten Kohlentheilchen bis ins Innere der Lunge und veranlaßt da einen Reizzustand, wodurch jede anderweitige Krankheitsanlage verschlimmert wird. Der Verdauung kann weder das häufige Ausspucken, noch das Verschlucken des mit Tabaksaft vermischten Speichels zuträglich sein. Gewisse Geisteskrankheiten kommen am häufigsten in den Ländern vor, wo ein nikotinreicher Tabak geraucht wird. Der Frage, warum denn mancher Raucher das 80. Lebensjahr habe